

Beobachtungen zu Bürgers Lenore? Sie werden sich gesagt haben: Was geht das den Kirchenhistoriker an? Schuster bleib bei deinem Leisten! Gewiß: Ich bin auch ganz von außen an dieses Thema geraten, fand dann aber alsbald zu meiner eigenen Verblüffung, der Leisten der Kirchen- bzw. Theologiegeschichte fördere einen Maßschuh zutage, der dem historischen Bürger besser paßt als das Schuhwerk, in dem er bisher zu gehen genötigt worden ist. Freilich muß die Werkstatt ihr Licht aus mehreren weit geöffneten Fenstern gewinnen, um das orthopädisch Richtige herauszufinden.

Zur Sache: Die letzte große Monographie über Bürger und sein Werk stammt von einem Amerikaner: William A. Little, G. A. Bürger, New York 1974. In seiner Rezension in der Deutschen Literaturzeitung 1976 vermerkt Hans Henning: "Unter den episch-lyrischen Dichtungen rangiert 'Lenore' als die bekannteste Ballade schauerlich-noritatenhafter Provenienz. Hier wird der Forschungsstand ausführlicher diskutiert; der Verfasser entscheidet sich für eine einfachere Beurteilung, die sich von theologischen Bezügen frei hält ..."

Die Betonung dieses Vorzuges: frei "von theologischen Bezügen" hat ihre Vorgeschichte.

Der auf seiner letzten Lebensstation in Göttingen lehrende Anglist Herbert Schöffler hielt am 30. Oktober 1945 - ein halbes Jahr also, nachdem die Waffen des II. Weltkrieges schwiegen - einen dann berühmt gewordenen Vortrag über Bürgers "Lenore", berühmt wegen der Aufdeckung der starken Verwurzelung der Ballade in Luther-Bibel und lutherischem Gesangbuch. Dieser Nachweis wird von niemandem mehr bestritten, ebensowenig wie Schöfflers in einer anderen Untersuchung dargelegten Nachweise der engen Bezüge zwischen der Passion Jesu nach dem Johannesevangelium und Werthers Leiden, übrigens der "Lenore" gleichzeitig und als epochales Ereignis unserer Nationalliteratur gleichrangig. Man hat Schöffler nun auch dieses abgenommen, daß sich in der "Lenore" ein Stück von Bürgers innerer Biographie, "der Schiffbruch" seiner "Glaubensbarke" spiegelt, vor allem natürlich in dem dramatischen Dialog zwischen

Mutter und Tochter. Er schloß seinen Vortrag: "Es ist das alte und doch so selten verstandene Lied vom Zerfall eines Gottesglaubens. Wer keinen Gott mehr hat, hat einen Götzen. Wer keinen Gott, keinen persönlichen Gott der alten Zeit mehr glaubt, der hat einen Wilhelm, eine Lotte, und wie die hundert Geliebten heißen, die den Sinn der Weltanschauung vieler Gestalten unserer Klassik ausmachen helfen, weil zum Sinn dieser Klassik die Frage gehört: Den alten Glauben haben wir verloren; was haben wir denn nun?"

Wie gesagt: Vorgetragen Ende Oktober 1945, und als These mit Varianten im Einzelnen und in verschiedener Stärke von allen Kundigen und Unkundigen akzeptiert, zuletzt in den "Erläuterungen zur deutschen Literatur", die über die Epoche von "Sturm und Drang" in sechster Auflage (Berlin - Hauptstadt der DDR) erschienen sind, übrigens mit wörtlicher Übernahme der Schöfflerschen Schlußfrage, freilich ohne Herkunftsangabe, und natürlich wird hier "Lenore" zur "Trägerin eines entschiedenen Protests gegen die herrschende Gewalt" (S. 288) und kommt "in den Tröstungen der Mutter" "der Charakter der Kirche als Unterdrückungselement der weltlichen Gewalt des Absolutismus zum Ausdruck" (S. 286).

Pikant daran ist natürlich vor allem dies, daß es sich bei Bürger ja um einen Pfarrerssohn handelt, noch dazu um einen, der zunächst einmal selbst Theologie studiert hatte. Und alle diese Urteile galten den Interpreten - von Schöffler bis zu dem Autorenkollektiv der "Erläuterungen zur deutschen Literatur" - natürlich als Bürgers eigenste Meinung.

Bis vor wenigen Jahren habe ich diese Sicht der "Lenore" geteilt. Da kam mir bei der Vorbereitung zu einem dann nicht gehaltenen Vortrag über die merkwürdige relative Rehabilitierung des alten Preußen ein Text vor Augen, der mich zu einer selbständigen Beschäftigung mit der "Lenore" veranlaßte. Er steht auf einem sogenannten Coffee-Tuch, also wohl einer Kaffeedecke, wie wir sagen würden, und galt dem Hubertusburger Frieden vom 15. Februar 1763. Dieser beendete den siebenjährigen Krieg, der Preußens Stellung als mittlere europäische

Großmacht fixierte. Das war nur zehn Jahre vor der Entstehung unserer Ballade. Der Text auf diesem Tuch Lausitzer Manufaktur lautet:

Zwey Kayser und drey Könige  
sind nun des Krieges müde  
Drum machten sie auf Gottes Wink  
mit Preußen Friedrich steten Friede.

Es kann kein Zweifel sein, daß Bürger wie eben auch sonst von diesem fremden Text für seine Dichtung Gebrauch gemacht hat und zwar für die zweite Strophe der Ballade, die Schöffler als "eine der herrlichsten Erzählstrophen aller Poesie der Deutschen" bezeichnet hat:

Der König und die Kaiserinn  
des langen Haders müde  
Bewegten ihren harten Sinn  
Und machten endlich Friede.

Keine der bisher nachgewiesenen Entlehnungen in der "Lenore" ist so umfangreich wie diese - die Hälfte einer Bürgerschen Strophe. Gemerkt hatte es noch niemand, Symptom dafür, daß diese Ballade tatsächlich aus dem selbstverständlichen Bildungsgut unseres Volkes, zu dem sie einmal gehört hat, verschwunden ist - denn an sich lag dieser Text des Coffee-Tuchs an drei verschiedenen Stellen bereits gedruckt vor.

Der Inhalt dieser Vorlage ist klar: Die zwei Kaiser sind der russische Zar bzw. die Zarin Katharina und der deutsche Kaiser als Gemahl der Maria Theresia, die drei Könige der französische, der polnische, zugleich ja Kurfürst von Sachsen, und der schwedische König - es ging hier also, mit Thomas Mann zu sprechen: um "Friedrich und die große Koalition". Bürger reduzierte seinerseits auf die beiden eigentlichen Kontrahenten seit Friedrichs Angriff auf Schlesien 1740: den König und die Kaiserin. Aber Bürger enttheologisiert den Text zugleich: aus der Zeile "drum machten sie auf Gottes Wink" war nun geworden  
"bewegten ihren harten Sinn". Da begann mich die Frage nach

Ma

Bürgers Theologie und nach seinem Leben in Verbindung mit ihr zu interessieren.

Über den Geist des Pfarrhauses in Wolmerswende am Harz, in dem er Silvester 1747 geboren wurde, weiß man eigentlich nichts. Pietistisch ist er sicher nicht gewesen; Zeugnis dafür das Urteil der begabten, aber völlig ungebildeten und unbeherrschten Mutter über ihren Mann, die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert, nur eine Stelle sei noch frei, und da werde der ihres Mannes hinkommen. Der Vater war geduldig, aber träge. Ob er orthodox-lutherisch war? Niemand weiß es; das Liedgut, das Bürger beherrschte, sagt darüber gar nichts. Bis die Aufklärung in die Gesangbücher gelangte, dauerte es noch eine Weile. Sogar Bürger ist später diese Ehre zuteil geworden. Statt des bettelarmen Vaters übernahm der wohlhabende Handwerker Jakob Philipp Bauer, der Großvater in Aschersleben, die weitere Verantwortung für den Enkel und schickte ihn auf das sogenannte königliche Pädagogium innerhalb von Frankens Stiftungen in Halle. Dort florierte er endlich und erhielt eine seiner rasch erkannten Begabung entsprechende Förderung. Am 18. April 1763 hatte er das Ende des siebenjährigen Krieges in einer Schulveranstaltung mit einer deutschen Ode zu feiern. Ihren Text kennen wir nicht, müssen uns aber klar machen, daß der Krieg seine Jugend bestimmte: er war neun Jahre alt, als er begann, 16 als er endete. Aschersleben hatte seit 1722 eine preußische Kavalleriegarnison, Halle war sowieso vielfältig betroffen.

Auf Wunsch wohl des Großvaters begann Bürger in Halle Theologie zu studieren, als das Bildungsstudium der Zeit Voraussetzung für vielerlei Berufe im erzieherischen Bereich. Am 26. Mai 1764 wurde er inskribiert, 16 Jahre alt.

Es gehört nun zu den folgenreichsten Versäumnissen der Bürgerforschung, daß man bislang übersehen hat, was Bürger in einem Brief vom 4. November 1785 erzählt, —er habe in Halle im Hause des Herrn D. Nösselt gewohnt, dem er, wie er schreibt, "empfohlen war". Damit bricht eine von allen hierzu Stellung nehmenden Autoren vertretene These zusammen, erst unter dem Einfluß des begabten, aber windigen Professors der Beredsamkeit in

Halle, Christian Adolph Klotz, habe sich Bürger "von der pietistischen Theologie" gelöst, "die damals an der Universität gelehrt wurde", so Wolfgang Friedrich 1958, Lore Kaim-Klock 1963, auch Albrecht Schöne 1968.

Die zwei hier wichtigsten Autoren sind die beiden letztgenannten: die verstorbene Frau Lore Kaim-Klock, Gottfried August Bürger, Zum Problem der Volkstümlichkeit in der Lyrik, Rütten & Loening, Berlin - Hauptstadt der DDR - 1963, Germanistische Studien hg. von Hans Kaufmann und Hans-Günther Thalheim, 364 S.

Albrecht Schöne, Säkularisation als sprachbildende Kraft, als Bd. 226 der Palaestra, Untersuchungen aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte, Göttingen 1968, in 2. Aufl. erschienen, 301 S. Darin geht es Schöne um "Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne. Das Werk reicht von Andreas Gryphius bis Gottfried Benn und enthält ein großes Kapitel über Bürger "Weltliche Kontrafaktur".

Schöne lehrt in Göttingen und gilt zur Zeit als der Star unter den Germanisten der Bundesrepublik Deutschland.

Für beide Publikationen gab es jeweilige Vorstufen, so daß in Frau Kaim-Klocks Ausführungen vieles aus Schönes früherem Aufsatz eingeflossen ist und auf diesem Wege dann auch in die bereits genannten "Erläuterungen zur deutschen Literatur".

Das ist alles unhistorisch. Die hallische theologische Fakultät war damals in ihren führenden Geistern längst nicht mehr pietistisch oder gar orthodox-lutherisch, sondern "neologisch", sozusagen also in "neuen Zungen redend"; gemeint ist damit eine zwanglos persönlich fromm-moralische, aber die überlieferten Dogmen an der menschlichen Vernunft messende Lehrweise, also aufklärerisch. Erinnerung sei nur an Johann Salomo Semler, den eigentlichen Begründer der historisch-kritischen Bibelforschung in Halle, damals 40 Jahre alt und einer der angesehensten deutschen Theologieprofessoren überhaupt. Auch Nösselt war Neologe und wer den jungen Bürger an ihn empfahl, wußte das. Man weiß sogar - und muß nur wissen, wo es steht, nämlich im Deutschen Geschlechterbuch - mit wem Bürger bei Nösselt zusammen gewohnt hat; ein Quedlinburger Altersgenosse von Bürger, der später

Pfarrer in seiner Vaterstadt war und wie Bürger das Ascherslebener Gymnasium besucht hatte, hat davon erzählt. (Es war Heinrich Kramer, übrigens ein Neffe von Johann Melchior Goeze, bei dem er während seiner Ascherslebener Gymnasialzeit gewohnt hat. Dieser Goeze war der bekannte Gegner Lessings im sogenannten Fragmentenstreit - dies nur als Hinweis darauf, in welcher geistig hochgespannten Aktualität und Umwelt man sich dort und damals bewegte.) Joh. August Nösselt, dessen Leben der für die Geschichte der Universität Halle hoch bedeutsame Kanzler Aug. Hermann Niemeyer - Franckes Urenkel - liebevoll beschrieben hat, Nösselt also schätzte es, "von ausgesuchten Studierenden umgeben zu wohnen". Mit Bürger zusammen wohnte bei ihm auch Friedrich Wilhelm Ritter, später Arzt in Quedlinburg; er wurde der Vater des Geographen Carl Ritter, und noch dessen älterer Bruder hat später seine ganze Studienzeit über bei Nösselt gewohnt.

Als Nösselt den jugendlichen Bürger, damals 16jährig, bei sich aufnahm, stand der junge Professor von knapp dreißig Jahren bei der Hörerschaft, der theologischen Fakultät und der Berliner vorgesetzten Behörde, dem sogenannten Curatorium, in hohem Ansehen. Der damalige Kurator der Universität und preußische Minister von Fürst hatte der theologischen Fakultät aufgetragen, in einer öffentlichen Vorlesung, "eine bündige Darstellung der Vortrefflichkeit der christlichen Religion" zu bieten und dabei "besonders auf solche, die sich nicht gerade selbst dem Studium der Theologie widmeten, Rücksicht" zu nehmen. Die Anregung dazu war von dem "Hauptvertreter der Neologie" ausgegangen, Johann Joachim Spalding, der damals führende kirchlichen Gestalt Berlins, Propst an St. Nikolai und Marien. Sein herrliches Porträt von der Hand Anton Graffs, heute in der Nationalgalerie, soll dieser als sein bestes Bild bezeichnet haben.

Nösselts ihm von Berlin bzw. der Fakultät angetragene Vorlesung wurde dann auch 1766 gedruckt unter dem Titel: "Vertheidigung der Wahrheit und der Göttlichkeit der christlichen Religion". Daß Bürger sie gehört hat, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Das gedruckte Werk "begründete zuerst" Nösselts "Ruhm. Denn"

- so Niemeyer - "es ward sehr stark und unter allen gebildeten Ständen gelesen, auch überall in gelehrten Journalen mit großem Beyfall aufgenommen". Schlägt man nun dies Werk, das in acht Jahren vier Auflagen erlebte, auf, so sind wir mitten in den Problemen der "Lenore", denn Nösselt überschreibt den Abschnitt III seines Buches mit den Worten "Von der göttlichen Fürscheidung" - 37 Paragraphen! Gerade an der Wortgestalt "Fürscheidung" statt des uns geläufigeren "Vorsehung" hat Nösselt in dem Hauptwerk mit Absicht festgehalten, und zwar noch 1774, während er in seinem Auszug aus der "Vertheidigung" 1767 bereits den Begriff "Vorsehung" verwendet.

Wenn wir also etwas mit Sicherheit für das Theologiestudium Bürgers ausmachen können, dann eben dies, daß er sich mit dieser Vorlesung Nösselts beschäftigt hat. Und mehr als das: "Gottes Fürscheidung" war für Bürger auch noch 1773, als er die "Lenore" konzipierte, ein von ihm bejahter Begriff seiner religiösen Anschauung. Beweis: Strophe 12:

So wüthete Verzweiffelung  
Ihr in Gehirn und Adern;  
Sie fuhr mit Gottes Fürscheidung  
Vermessen fort zu hadern;  
Zerschlug den Busen und zerrang  
Die Hand, bis Sonnenuntergang;  
Bis auf am Himmelsbogen  
Die goldnen Sterne zogen.

Diese Strophe schließt den großen Dialog zwischen Tochter und Mutter ab; ihr folgt dann der zweite Akt des Dramas - die Erscheinung Wilhelms. Zugleich gibt Bürger aber mit diesen Versen eben sein eigenes Urteil über Lenores Argumente ab. "Vorsehung" blieb auch später noch ein tragendes Element der religiösen Weltanschauung Bürgers; dafür sind bereits die Trostbriefe an seinen Freund, den Göttinger Verlagsbuchhändler Dieterich vom Juli/August 1782 ein unwiderleglicher Beweis: Dieterich drohte der Verlust seiner Tochter Friederike.

Die Feststellung ist natürlich für alle, die vor allem an dem weltanschaulichen Gehalt des Protestes der Lenore interessiert

waren und sind und sie mit Bürgers eigener Anschauung identifizieren zu können meinten, notwendig eine Enttäuschung - aber das bedeutet ja: Befreiung von Täuschungen, und sie sind der Wissenschaft nur förderlich.

Die Verkennung der Tatsache, daß es sich bei dieser Zeile über "Gottes Fürscheidung" um Argumentation des Dichters handelt und nicht der Mutter, gehört übrigens schon zu den schwerwiegenden Irrtümern Schöfflers, der den Hinweis auf die Vorsehung den Anmahnungen der Mutter einfügte: "Werde lieber irre an Wilhelm, der vielleicht schon lange eine andere hat, als an Gott und Gottes Vorsehung".

Nun jedoch eine methodische Zwischenbemerkung: Daß ich Ihnen die älteste vollständige Fassung der "Lenore" in die Hand gegeben habe, liegt daran, daß sie für den Theologen interessanter und m. E. in manchem auch poetischer ist. "Fürscheidung" ist noch etwas anderes als "Vorsehung", sie enthält noch ein Moment der gütigen Zuwendung, was bei "Vorsehung" zurücktritt. Der Begriff ist übrigens in keiner der beiden Formen ein Wort der Luther-Bibel; diese verwendet an den wenigen Stellen, wo der Begriff vorkommt, das Wort "Vorsehung". Wohl aber verwendet der reformierte Heidelberger Katechismus in der 27. Frage den Begriff der "Fürscheidung Gottes". Das ist in unserem Zusammenhang umso merkwürdiger als die ursprüngliche Fassung der "Lenore" eben die Zeile enthält: "Kind bet ein UnserVater". So aber beteten die Reformierten statt des traditionellen aus den frühgermanischen Interlinearübersetzungen stammenden "Vater unser". Bürger hat die reformierte Fassung sicher gekannt, denn in Aschersleben gab es eine reformierte Gemeinde. Aber Bürgers Freunde haben ihm diese Wendung ausgeredet, obwohl ~~Bürger~~ Bürger sicher empfunden hat, daß die seine besser klang, schreibt er doch 1791 einmal: "die gedehnten Vokale vor einfachen Konsonanten ... wie auch in der vorletzten Silbe der" sogenannten "weiblichen Wörter" - und um diesen Fall handelt es sich hier - sind "wohlklingender, weil der gedehnte Vokal länger und voller tönt als der kurzabgestoßene".

Übrigens spielte für Bürger dieser erste Teil der Ballade - vor allem der Dialog zwischen Mutter und Tochter - bei weitem nicht

die Rolle, die er in der heutigen Diskussion einnimmt. Sein Hauptinteresse lag auf den magisch-traumhaften Zügen der Wilhelm-Vision. Er war sogar bereit, den Mutter-Tochter-Dialog fortzulassen, wenn der den Freunden des Göttinger Hains, mit denen er die Ballade erörterte, als zu gewagt erschiene. Es war aber gerade der ältere der beiden Grafen Stolberg, Christian, Bürgers Altersgenosse, aus Goethes Biographie uns heute noch vertraut, der gegen diese Verkürzung Einspruch erhob.

Bürgers Empfindung der Gewagtheit seines Dialogs dürfte aus der ungescheuten Verwendung religiöser Texte in einer sozusagen profanen Dichtung resultieren, der Methode der "Kontrafaktur", wie Albrecht Schöne in Göttingen das genannt hat. Übrigens ist die alte Behauptung, um der "Lenore" willen sei der Göttinger Musenalmanach, in dem sie 1774 zuerst erschien, im thesesianisch-josephinischen Wien beschlagnahmt worden, als Legende erwiesen; seit 1772 war die Einfuhr ausländischer Kalender nach Österreich verboten. Im Prediger Salomo heißt es: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Und der gern in ähnlichem Zusammenhang erwähnte orthodox-fromme Protest und Ruf nach der Zensur durch einen Bützower Konsistorialrat und Professor Reinhard stammte von einem Juristen und dieser mußte auf Veranlassung seines Herzogs den Göttingern gegenüber Abbitte leisten; sie waren von Reinhard kritisiert worden. Die Theologen standen längst woanders - wie das an Joh. August Nösselt eben mit Händen zu greifen ist.

Das Bild Bürgers in Halle bedarf aber noch einer weiteren Ergänzung; sie ist nicht so völlig unbekannt wie die Beziehung zu Nösselt, aber doch nicht recht ausgewertet. Es geht um die gescheiterte, weil verbotene Gründung einer studentischen Verbindung, der Magdeburgisch-Halberstädtischen (niedersächsischen) Gesellschaft zu Halle aus dem Sommer 1767. Die Liste der Mitglieder - sogar mit ihren Originalunterschriften - ist erhalten; es war Bürgers letztes hallisches Semester. In den Untersuchungsprotokollen figuriert er teils noch als stud. theol., teils bereits als studiosus iuris, was er aber alsbald erst in Göttingen praktizierte. Diese Liste ist deshalb wichtig, weil

sie den Umkreis Bürgers auch noch in einer Zeit erhellt, für die man den Umgang mit Christian Adolph Klotz als bestimmend und für Bürgers Renommée schädlich anzunehmen pflegt. Eine ganze Reihe dieser studiosi kann man identifizieren und ihren weiteren Lebensweg verfolgen. Es sind Söhne hoch achtbarer Familien darunter. Niemand hat sich offenbar von Bürger distanzieren wollen; ihm war sogar in der Verbindung eine der leitenden Unterfunktionen zugefallen. Später treffen wir diese Freunde auch noch in seinem Briefwechsel. Nirgendwo taucht eine Erinnerung an Glaubenskämpfe oder -krisen aus dieser Zeit auf.

Bürger hat von Klotz reiche klassisch-philologische Anregungen empfangen; ihn verband aber noch mehr mit ihm: dem geistigen Typus nach waren sie etwas, was es damals als Berufsmöglichkeit eigentlich noch nicht gab, sie waren begabte und gebildete Journalisten, viel wissende, aber nicht ganz gründliche selfmademen. Daß Klotz einen schlechten Charakter hatte, glaubt man den kritischen Zeitgenossen (Lessing, Herder) sofort, wenn man sich im Halberstädter Gleim-Haus sein Porträt ansieht. Ungut war es vor allem auch, daß Klotz dem zwanzigjährigen Jüngling nahelegte, bei seiner, Klotzens, Schwiegermutter in Göttingen Wohnung zu nehmen, deren Haus man eher ein öffentliches, als ein offenes Haus nennen könnte.

Göttingen wurde nun die Schicksalsstadt für Bürger; hier trieb er, nach anfänglich verplemperter Zeit und verplempertem Geld dazu, juristische Studien und wurde ein übrigens offenbar gar nicht schlechter Jurist. Das qualifizierte ihn schließlich für die Stellung eines Gerichtsamtmannes auf den Liegenschaften der Freiherrn von Uslar-Gleichen; daß es Grafen gewesen seien, ist erst eine Erfindung der neuesten Literaturwissenschaft - sie waren es nie. Aber diese Seite des Lebens Bürgers tut nichts zur Sache, wohl aber dies, daß er seit 1775 Mitglied der Göttinger Freimaurer-Loge "Augusta - Zum goldenen Zirkel" wurde und es faktisch bis zu deren Verbot im Spätjahr 1793 blieb, also bis kurz vor seinem eigenen Tode am 8. Juni 1794, morgen vor 190 Jahren.

Seit gut 50 Jahren gibt es in unserem eigenen Leben keine Logen mehr. Darum muß kurz erklärt werden, was sie in jener Zeit der Aufklärung und Klassik bedeuteten. Man könnte sie, will man sie als Sozialphänomen beschreiben, in gewisser Weise als die Kirchen der Aufklärung bezeichnen: freiwillige Zusammenschlüsse - freilich nur von Männern - mit bestimmtem Ritual, die Standesgrenzen zwischen gebildetem Bürgertum aller Art und dem Adel aller Grade überschreitend, zur verschwiegenen Wohltätigkeit angehalten, ebenso zur sittlichen Selbsterziehung verpflichtet und durch bestimmte Personen und Institutionen angeleitet - mit gestuften Mitgliedsrechten, mit eigener religiöser Sprache und Symbolik. Schönstes und tiefstes dichterisches Zeugnis dieses Geistes - Goethes "Symbolum": "Des Maurers Wandeln es gleicht dem Leben und sein Bestreben es gleicht dem Handeln des Menschen auf Erden ..." mit dem berühmten Schluß: "Wir heißen euch hoffen".

In der Göttinger Loge bekleidete Bürger nun viele Jahre das Amt des Bruder-Redners. "Bei den Rezeptionen", d. h. den feierlichen Aufnahmen in den Bund, "gab Bürger gewöhnlich die Erklärung der Aufnahme und zwar in allen drei Graden" - also Lehrling, Geselle und Meister - "ebenso verlas er öfter die allgemeinen Freimaurer-Verordnungen. Dies geschah u. A. auch am 10. März 1779 bei der Aufnahme des damaligen Fähndrichs Gerhard Scharnhorst, welcher im Alter von 22 Jahren das Licht der Freimaurerei empfing", was in keiner Bürger-Biographie zu finden ist. Die Ausdrucksweise gerade dieses Zitats macht die Analogie zwischen Maurerei und Kirche unüberhörbar.

Von den Reden, die Bürger in der Göttinger Loge gehalten hat, sind uns drei in seinen Werken überliefert. Und es gehört nun zu den völlig unbegreiflichen Fehlleistungen der Literaturwissenschaft aller Himmelsrichtungen, daß niemand sie bisher wirklich gelesen bzw. interpretiert hat; denn wäre dies geschehen, dann hätte es den ganzen Streit um die Interpretation des Mutter-Tochter-Dialogs, ja um die Theologie, die hinter der ganzen Ballade steht, gar nicht gegeben.

Diese drei Freimaurer-Reden stammten aus den Jahren 1788 bis 1791. Ihre Titel lauten: "Über die Zufriedenheit", "Ermunterung zur Freiheit", "Über den moralischen Mut". Den Atem der Französischen Revolution, deren Beginn ja in diesen Zeitraum fällt, spürt man am heißesten in der mittleren, der "Ermunterung zur Freiheit" von 1790. Diese Revolution ist ja das zweite große politische Erlebnis Bürgers, das sein Leben und seine politischen Anschauungen bestimmte. Das erste war nicht nur der siebenjährige Krieg als solcher, sondern die Gestalt Friedrichs überhaupt. Er "wollte ein großes volksmäßiges Gedicht, ein Nationalepos schaffen," ein "Volksgedicht auf Friedrich den Großen", wie wir von Friedrich Daniel Schubart erfahren. "Dies Epos sollte, wie Bürger hoffte, sein Dichten krönen und seinen Namen verewigen". (Consentius I, S. LIII) Wie so manche Pläne Bürgers scheiterte auch dieser; zur großen Form reichten seine Kräfte nicht.

Diese drei genannten aus dem Beginn der Revolutionszeit stammenden Reden trafen insgesamt von Moralität. William A. Little hat ganz recht: "Alle drei Abhandlungen machen deutlich, daß Bürger niemals seine Herkunft aus einem Pfarrhaus vergessen hat, noch daß er selbst Theologie studiert hatte und gelegentlich in der einen oder anderen kleinen Pfarrkirche in der Umgebung von Göttingen predigte". (Ob das freilich stimmt, bedarf noch der Nachprüfung.) "Der Stil", so Little weiter, "ist durchweg stark predigtartig und legt es nahe, daß Bürger noch immer stark angezogen war von der deutschen Kanzel" - oder was "still strongly attracted to 'pulpit German'" bedeuten mag (p. 163).

Und nun ein paar Texte daraus. Die Rede "Über die Zufriedenheit" hat natürlich die Absicht, die moralischen Mittel zur Gewinnung der inneren Zufriedenheit aufzuzeigen. Er schließt mit folgendem Abschnitt:

"Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen. Und das ist ein unbegrenztes Vertrauen auf denjenigen, der kein empfindendes Geschöpf zu seinem Unglück ins Dasein hervorgerufen oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangle,

dessen es in seiner jedesmaligen Lage zu seinem Wohlsein bedarf."

Der, von dem hier die Rede ist, hieß in genau dem gleichen Sinn in der "Lenore" "Gott, deines Heils Berather" (Str. VI, Z. 4) - ein Begriff, den Bürger als epitheton für Zeus in seinen beiden Ilias-Übersetzungen verwendet, und der mehr meint als nur den Ratgeber, sondern den wirksamen Helfer zu "Heil und Wohl".

Hören wir Bürger weiter: "Aber wird uns die Sorge um die Zukunft nicht beunruhigen? Oder sollen wir, um dieser Unruhe auszuweichen, nicht an die Zukunft denken, sollen wir sorglos sein? - Allein, können wir das wohl? und wenn wir es könnten, sollen wir es? - Hängt nicht von unserer Vorsorge für die Zukunft so sehr unser künftiges Glück ab? ... Muß der Landmann nicht säen und pflügen, wenn er ernten will? Allerdings, das soll er! Aber wenn er seine Pflicht getan hat, so soll er sich auf Gott verlassen. Glauben soll er, daß, was seine Weisheit auch über die Früchte seiner Mühe beschließen mag - er mag sie ihn genießen lassen oder nicht, der Frost mag sie in der Blüte töten oder Nässe, Dürre, Ungeziefer schon nahe ihrer Reife zerstören, ... glauben soll er und wissen, daß alles, was Gott tut, wohlgetan sei. Und so würde denn der wahre Zufriedene nicht sowohl der Sorglose als vielmehr derjenige sein, der Gott vertraut."

Da ist es wieder, das "Was Gott tut, das ist wohlgetan" des Samuel Rodigast, ganz ungebrochen und genau in der Gesamtstimmung des ganzen Chorals, also das Argument der Mutter, das den eingangs zitierten "Erläuterungen zur deutschen Literatur" als Ausdruck für den "Charakter der Kirche als Unterdrückungsinstrument der weltlichen Gewalt des Absolutismus" gelten sollte. Hier ist es deutlich auch noch immer Bürgers eigene Anschauung.

Bürger hat auch durchaus Jenseitsvorstellungen gehabt und vertreten - so in seiner "Ermunterung zur Freiheit", die er als ein unveräußerliches Menschenrecht beansprucht und begründet: "Nie, nie haben weder wir noch unsere Vorfahren, bis zum ersten Stammvater unseres Geschlechtes hinauf, denjenigen göttlichen und segensreichen Ausflüssen der Freiheit entsagt, welche uns als denkenden und empfindenden Geschöpfen unentbehrlich sind,

zu physischer sowohl als moralischer Vollkommenheit und Glückseligkeit, sowohl in diesem irdischen Leben, als auch in demjenigen, welches wir noch erwarten, hinanzustreben."

Tausch

Und schließlich spricht er auch, wenn wiederum schrecklich moralisierend, von einem ewigen Gericht:

"In einsamen Stunden müssen wir uns oft den hohen Betrachtungen über unsere Menschenwürde und über das überirdische Glück, wozu unser Geist geschaffen ist, überlassen, über den ewigen Unterschied, der sich in den Augen einer heiligen und gerechten Gottheit zwischen Tugend und Laster finden, und über das äußerst verschiedene Schicksal, welches die Verehrer der Rechtschaffenheit, und die Freunde der Torheit und Unsittlichkeit ganz unfehlbar treffen wird."

Das lenkt nun hinüber zu der viel verhandelten Frage nach dem Sinn des Schlusses der "Lenore".

Eine kurze Bemerkung zum Wortlaut: Die Zeile "Mit Gottes Allmacht hadre nicht" lautet im endgültigen, von Bürger gewollten Text: "Mit Gott im Himmel hadre nicht"; damit kehrte Bürger zu seiner allerältesten Fassung dieser Zeile zurück, die ja auch viel volkstümlicher ist - was er ja auch sein wollte. "Allmacht" ist als Abstraktum und als Substantiv ein Theologenwort, Lehnübersetzung der auch im Lateinischen erst sehr späten Bildung eines Neuplatonikers des fünften nachchristlichen Jahrhunderts: omnipotentia. Es blieb erst unserer Generation vorbehalten, es in den Text der sogenannten Luther-Bibel, genauer des Neuen Testaments einzuführen (Mt 26,64 bzw. Mk 14,62). Lore Kaim-Klock hatte - vermutlich unbewußt - ein Gefühl dafür, daß hier eine ihr begreiflicherweise unsympathische Theologie am Werke war, als sie diese Fassung ihrer Betrachtung und Polemik zugrundelegte. Daß es gegen Bürgers endgültigen Willen war, hat sie nicht deutlich gemacht, die "Erläuterungen" natürlich auch nicht.

Zum Inhalt: In den "Erläuterungen" heißt es: "Zum Schluß enthält" Wilhelm "sich als rächendes Werkzeug Gottes, als apokalyptischer Tod mit "Stundenglas und Hippe". Er verschwindet,

und Lenores Verdammung wird von den Geistern verkündet in Form eines regelrechten Urteilsspruches mit Anführung des Frevels und der Sühne ..." (S. 287). Das ist alles - faktisch auf Albrecht Schöne zurückgehend - überzeichnet. Der tote Wilhelm ist kein Rächer, die Geister stehen nicht für den Gerichtsherrn, also Gott, sondern sie gehören in diese Welt, auch wenn es eine gespenstische Welt ist. Sie stellen den Tod der Lenore fest und geben den Grund an, ihr Hadern "mit Gott im Himmel" oder "mit Gottes Allmacht". Von "Verdammung" ist keine Rede, denn im Rahmen dieses Denkens wäre das ja Gottes Sache und würde das ewige Geschick der Seele betreffen. Für diese beten diese Geister aber sogar noch: "Gott sei der Seele gnädig!" Die "Erläuterungen haben in diesem Falle ganz recht, wenn sie es auffallend finden, daß die Form des Schlusses "den Hörer im ungewissen über den Standpunkt des Dichters läßt."

Die Freimaurer-Reden im Ohr und vor Augen kann aber über den Standpunkt des Dichters kein Zweifel mehr herrschen. Albrecht Schöne meint, die geistliche Parallele zu dieser Schlußzeile: "Gott sei mir Sünder gnädig" stamme aus einem Choral von Valentin Ernst Löscher - das ist nicht ganz falsch, aber die Formel stammt aus dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, Luk. 18,13. Das nenne ich angelesene und nicht gewachsene Bildung - Spätfolgen des Jahres 1933 im ganzen ehemaligen Deutschland.

Um nun abschließend zusammenfassend auf die weltanschauliche Grundlage bei Bürger einzugehen: religiös ist sie - wie eben vornehmlich die Freimaurer-Reden unüberhörbar deutlich machen - zweifellos. Das weltanschauliche Gehäuse neologischer, aufklärerischer Theologie blieb bei ihm erhalten und wurde von ihm zur Nutzung empfohlen. Dieses Gehäuse ist ihm auch keine Theaterkulisse, zwischen der ein Spiel vergangener Zeit vorgeführt werden soll, sondern es wird Hörern und Lesern angeraten, darin zu wohnen, ihr Leben in diesem Rahmen zu führen.

Soweit, meine Damen und Herren, habe ich als Historiker geredet, mit Fakten gearbeitet, die jedermann nachprüfen kann und akzeptieren kann und wird, wenn er mit mir darin einig ist darüber, daß  $2 \times 2 = 4$  und nicht  $= 5$  oder  $= 3$  ist.

Als Theologe muß ich aber sagen, daß dieser Theologie der Kern christlicher Theologie verloren gegangen war. Um es in einem anderen Bild zu sagen: rechte christliche Theologie und Predigt wird alle religiösen Aussagen durch das Prisma der Botschaft von Gottes Zuwendung zu dieser unserer Welt in dem sehen, dem von uns Menschen die entehrendste Strafe der Antike widerfuhr, die des Kreuzestodes. Auch der Problembereich "Schuld und Sühne" erfährt durch dieses Prisma betrachtet eine völlig andere Bewertung als in dieser auf Moral reduzierten Theologie.

Damit ist meine Werkstatt geschlossen und ich hoffe, Sie haben diese Stunde nicht als einen "Rumpelkammerbesuch" empfunden, sondern als ein Aufräumen, ein Bereichern und nicht zuletzt als ein Angebot, über die Grenzen der Einzeldisziplinen hinweg sich über den wirklichen Inhalt eines der großen Stücke unserer Literatur gemeinsam zu verständigen.